

5]

Sultana.

[Nachdruck verboten.]

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Die Schlange nahm den ganzen Wortschwall mit Ruhe auf und wiegte sich weiter wie ein Schilfrohr.

Aber schon im nächsten Augenblick hatte der katzengehemdige Zauberer sie gepackt und in den Kies geschleudert. Mit einer blitzschnellen Bewegung, die sein Geheimnis war, strich er ihr über den Nacken. Sie lag wie tot. Triumphierend ergriff er sie beim Schwanz und hielt sie vor sich ab wie einen steifen unbeweglichen Gegenstand, wie einen kunstfertig geschnittenen, bunten, schuppigen Stab, dessen Knauf mit zwei kalten, funkelnd schwarzen Diamanten geschmückt war.

Er wies direkt auf zwei Augen, die ebenso unbeweglich wie zwei leuchtende Edelsteine unter dem Schleier funkelten.

Aber es war nicht die Angst vor der Schlange, die diese Augen blitzen machte.

Während die ganze Versammlung von den Beschwörungen des Derwisch hypnotisiert stand, war Marcel in eine Welt entschwunden, in der er sich fremd fühlte, berauscht von einem Entschlusse, der ihn vor Angst schwindeln machte, und als der Kampf begann, wagte er, was er wagen mußte.

Er lehnte sich vornüber, was keiner auffallend fand, da er in der hintersten Reihe stand und nur mit Schwierigkeit den Produktionen folgen konnte, und stahl seine Hände unter die Arme der Unbekannten, umfing sie mit bebender Zärtlichkeit und zog ihre Schultern an seine Brust. Er fühlte ihr Herz hämmern, aber sie stieß keinen Laut aus und fuhr nicht zusammen. Selbst die Mutter bemerkte es nicht, als sie, wie um ihren Haik zu ordnen, leise die rechte Hand erhob und seine Linke, die unter Schleiern und Draperien versteckt war, an ihr Herz presste.

Der Zauberer warf seinen schuppigen Stab von sich und dieser wurde wieder zur ringelnden Schlange, die ihren dunklen Schlupfwinkel aufsuchte.

Marcel zog die Hände zurück und entfernte sich, um keine Aufmerksamkeit zu erregen; er fühlte seine Wangen glühen wie Feuer.

Ein livrierter Araber, der ihn beobachtet zu haben schien, stellte sich ihm halb in den Weg, einen drohenden Blick auf ihn heftend, den er nicht beachtete.

Hinter ihm löste der Kreis sich auf, und die beiden Frauen verschwanden wieder im Gewimmel.

Ein arabischer Herrschaftswagen hatte lange vor der Friedhofstür gehalten. Marcel sah nicht, wer einstieg; bemerkte aber, daß der erzürnte Livrierte neben dem Kutsher Platz nahm, ehe der Wagen durch Bab el Aua dahinrollte.

Er ging heim, ohne einen weiteren Versuch zu unternehmen, der Unbekannten zu folgen.

Es war eine Stimme in seiner Brust, die ihm sagte: diese Frau wird mich suchen; denn sie weiß, daß ich sie nicht finden kann.

Es war nicht mehr derselbe Marcel, der am frühen Morgen von daheim fortgegangen war. Die ganze Welt um ihn her schien ihm verändert.

Er fühlte sich nicht wie der Prinz in einem beginnenden morgenländischen Märchen.

Nurs kindliche Worte sangen ihm im Ohr und dünkten ihm tief wie Brunnen.

Er fragte sich selbst, ob nicht ein neuer Ernst heute in sein Leben eingedrungen sei und die geheimnisvollen Linien seines Manneschicksals gezogen habe.

3.

Unmittelbar nach dem Sonntagsfrühstück ging Marcel hinauf in das große kühle Atelier im obersten Stockwerk der Villa und ließ sich in einem bequemen Strohstuhl aus Korbgeflecht nieder.

Es waren keine anderen Gäste unten als der Leiter der amerikanischen Mission, Pastor Green; aber gerade dieser blonde Nazarenenkopf mit den affektierten Schmachlocken war ihm widerwärtig wie kaum ein anderer.

Selbstbewußt und allwissend in seiner Konversation hatte er Frankreich und allem französischen Wesen von jeher einen verhüllten Giftstachel zugekehrt.

Heute hatte das Gespräch sich bloß um den französisch erzogenen jungen Arzt Si Taleb el Bidi gedreht, von dessen Intelligenz und Fortschrittlichkeit enthusiastische Franzosen sich viel versprachen, während seine vorzüglichen Verbindungen mit dem Hauptlager der arabischen Patrioten, der theologischen Welt, ihren Bestrebungen einer Verschmelzung der beiden so weit verschiedenen Völker, die besten Aussichten eröffneten. Sein Vater war nämlich einer der berühmtesten Professoren der Zituna, der ehrwürdige und grundgelehrte Sjel Ahmed el Bidi, der, nach einem im Volksmunde kursierenden Gerüchte, jeden einzelnen Band der großen Moscheebibliothek gelesen hatte und den Koran auswendig in gerader und umgekehrter Reihenfolge rezitieren konnte.

Nun hatte es sich aber komischerweise ereignet, daß eben dieser seines Freidenkertums wegen verschriene Si Taleb auf Pilgerfahrt nach Mekka gezogen war, um sich von all der Befudelung, die ein Verkehr mit den christlichen Hunden nun einmal mit sich brachte, gründlich zu reinigen, und die Heimreise über El Ruds und Stambul genommen hatte, wo er eine zwölfjährige milchweiße Cirkesserin für sich selbst und eine dito für seinen alternden Vater gekauft hatte, der bereits von fünf Frauen geschieden war, weil sie — aus purer Rangelust wegen seiner übergroßen Gelehrsamkeit, wie es hieß — leichtsinnig geworden waren.

Bei seiner Heimkehr fand Si Taleb jedoch das größte Licht Magrebs erloschen; sein Vater war gestorben, vielleicht aus Sehnsucht nach seiner Braut.

Es war nicht mehr als dreißig Jahre her, seit jeder Lunese, mit ein wenig Selbstachtung wenigstens, eine seiner Frauen aus Stambul heimführte. Aber das französische Regiment hatte die arabische Aristokratie arm gemacht. Diese üppigen Frauen mit der reinen Perlmutterhaut waren eine seltene Ware geworden. Darum gab es manch schlaflose Nächte und Perlmutterträume in all den vornehmen Häusern, wenn man, von dem Abendgebet in der Moschee heimgekehrt, einen Räucherduft von Lobpreisungen der jungen Suri mit sich nahm, die Witwe geworden, noch ehe sie Hochzeit gefeiert hatte. Selbst die ältesten Turbane saßen nachts wach und erkannten Verse, in denen sie ihre Schönheit priesen. Die, wohlgerne, niemand gesehen hatte.

Si Taleb wagte es aus Rücksicht auf seine französischen Freunde nicht, zwei Frauen zu nehmen.

Si Taleb, der Apostel des Franzosentums unter den Arabern, bot fast seine Mutter feil.

So hatten Pastor Greens Worte die Situation zugespielt, während Marcel blutrot, aber stumm diese schadenfrohe Verböhnung seines Vaterlandes mit angehört hatte.

Seine Mutter aber hatte die Wangen verzoogen, so herzlich es ihr nur gegeben war. Nichtig lachen, mit den Augen lachen konnte sie ja nun einmal nicht. —

Marcel zündete eine Zigarette an und begann auf und ab zu gehen, um seine Gedanken zu zerstreuen; wozu sich immer und immer wieder von denselben Dingen quälen lassen!

Hier oben pflegte er das Gleichgewicht seiner Seele wiederzufinden. Seine Mutter mied das Atelier, für ihn war es das Heim. Stillschweigend war es sein Arbeitszimmer geworden, der einzige Raum in der großen Villa, in der er sich wahrhaft wohl fühlte.

Der ansehnliche Raum besaß nur ein einziges, dafür aber ungeheuer großes, hochsitzendes Fenster, das gegen Norden ging, so daß er stehend den unvergleichlichen Belvedere-Park und Akklimatisationsgarten überblicken konnte. Sah er bei seiner Arbeit oder versank er in Träume, so störte ihn keine Aussicht, denn er sah nur den Himmel. An der hintersten Wand führte eine breite Flügeltüre hinaus zu einer beschützten, blumengeschmückten Terrasse, die gegen Süden lag. Die Villa war ja für einen Brustkranken erbaut worden. In den kühlen Wintermonaten lag der Vater hier draußen und genoß die Sonne, und wenn er nicht arbeitete, so wurden die Flügeltüren weit geöffnet, um das Atelier durch die einströmende Sonne zu durchwärmen.

Als Marcel von dem Raume Besitz nahm, hatte er seinen kolossalen Arbeitstisch in vollem Mahagoni dicht unter das Fenster rücken lassen; sonst blieb alles unberändert wie zu

Vaters Zeiten. In einer Ecke stand noch sein letztes unvollendetes Bild auf der sturmwundenen Staffelei. Den Boden deckte ein jahrhundertalter Teppich aus Keruan. An den Wänden hingen kostbare Seidenvorhänge aus Japan, fast verdeckt von den hinterlassenen Skizzen und Gemälden, die den Raum von der Decke bis zum Boden füllten. Das spärliche Mobiliar stand wie zufällig da und schien für seine Gegenwart um Entschuldigung zu bitten. Dort stand eine wurmfressige Truhe, mit Nägeln beschlagen, deren Silberköpfe endlose, in phantastischen Arabesken verflochtene Schnüre bildeten. Einige eingelegte Mondlandschaften an einem großen, schwarzpolierten Holzschrank, dessen zahllose Geheimfächer und Schubladen aus den heimlichsten Träumen eines Schulfknaben geboren schienen, verrieten die sammelnde Hand eines geduldigen und ungeheuer pedantischen Chinesen. Niedere Tischchen mit Perlmutterkrusta verdankten ihr Dasein der regen syrischen Möbellekunst, die die Sarems längs der mittelländischen Küsten überschwebt. Selbst die Wüste war repräsentiert durch mehrere mehr schreckeinjagende als praktisch gefährliche Luareg-Waffen. Aus Tunis selbst stammten nur die schönen silberdamaszierten Metallvasen, in deren Aushämmung die eingeborenen Juden noch Meister sind, während die Araber selbst, ihre ursprünglichen Lehrer, diese Kunst vergessen haben.

Der Aufenthalt in diesem Räume tat Marcel nicht nur wohl, weil jedes Ding darin von dem Kunstsinn eines Menschen, sei es nun eines halbbarbarischen oder eines hochkultivierten, geprägt war. Er schien seit des Vaters Tode etwas von der kultischen Heiligkeit eines Tempels in sich zu bergen. Und dabei war er gleichsam eine verkörperlichte Ausstrahlung seines eigenen Inneren. Guy Barrière war sein einziger Freund auf Erden gewesen. Bei ihm fand er die seine Verständnisnichtigkeit und Zärtlichkeit, die die Mutter entweder nicht kannte oder nicht zu äußern wußte. Vater und Sohn nannten sie selten, klagten nie über sie, aber erst wenn sie abwesend war, konnten sie ihr ganzes Wesen in glücklicher Unbefangenheit voreinander entfalten. Jeder Winkel hierdrinnen hatte seine Erinnerungen. Die meisten dieser Bilder hatte Marcel werden sehen; er kannte ihre Entstehungsgeschichte von der Freude der ersten Inspiration über das Motiv angefangen durch all die Erschlaffung, die Enttäuschung, die Kämpfe, sie so hervorzubringen, wie sie zuerst gefühlt und gedacht waren. Sie waren jeder für sich ein kleiner Ausschnitt seines eigenen Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Gewissen.

Von J. Potapenko.

I.

Es gibt merkwürdige Krankheiten: sie haben längst, vielleicht in der Kindheit begonnen, aber niemand wußte davon. In der Jugend gab es sie und da einen Stich in der linken Seite, man schenkte dem keine Aufmerksamkeit. Später entwickelt sich ein systematischer Schmerz. Der Arzt untersucht, alles ist in Ordnung, und er erklärt: „es ist nichts, ein Schmerz auf nervöser Grundlage...“ Und mit vierzig Jahren stellt sich plötzlich eine ernste, unheilbare Krankheit ein.

Relidsky hatte gar keine Krankheit, er hatte nie einen Stich in der Seite verspürt und war kerngesund. Es war etwas ganz anderes: als er ein ganz kleiner Lyzealschüler war, empfand er von Zeit zu Zeit ein unbewusstes Gefühl von Verlegenheit.

Er war weder ein Graf, noch ein Fürst, aber seine Vorfahren hatten irgend welche unvergeßlichen Verdienste; was für Verdienste, das wußte weder er, noch seine Mutter oder sonst jemand. Sein Vater war Diplomat gewesen, er starb in irgend einer großen Stadt, als Relidsky noch ganz klein war. Vielleicht hatte er irgend welche Verdienste in der Diplomatie verübt; da in der Diplomatie aber sich nur Eingeweihte auskennen, so hatte niemand etwas davon gehört.

Die Relidsky besaßen ein schönes Gut im Tamborer Gouvernement und verfügten über Mittel. Nach dem Tode des Vaters kehrten sie nach Rußland zurück und lebten lange auf ihrem Gute, wo Waldemar heranwuchs und sich geistig stärkte, das heißt, sich mit Hilfe eines Hauslehrers für das Lyzeum vorbereitete.

Hier hatte er einen Spiellameraden Bassia, den Sohn des Gutsherrwalters, der, da er niedriger Abkunft war, mit dem jungen Herrn nur im Garten, im Walde, überhaupt nur in der freien Natur spielen durfte. Manchmal gestattete man ihm, die Terrasse, auf der man Tee trank, zu betreten, aber in das Haus selbst, wo überall die Porträts der Ahnen hingen und jeder Einrichtungsgegenstand mit irgendeiner Erinnerung verbunden war, wurde er nicht eingelassen. Dieser Umstand war vielleicht der erste Stich, den Waldemar unbewußt an der unbestimmten Stelle seines Organismus, wo sich das Gewissen befindet, verspürte. Das war um so unangenehmer, als

sich Bassia, von dem Verbot angefeuert, ungemein in das Inner^e des herrschaftlichen Hauses schob; es schien ihm, als wären dort echte Wunder aufgestapelt; denn wozu würde man sie sonst vor seinen Blicken hüten?

Und Waldemar war verlegen, ganz einfach verlegen vor Bassia, und er wußte selbst nicht recht warum; er hatte immer das Gefühl, als hätte er eine Semmel, die für Bassia bestimmt war, unabsichtlich aufgeessen und Bassia ohne Semmel zurückgelassen.

Aber dieses Gefühl der aufgeessenen Semmel wurde noch stärker, als beide Knaben in die Schule eintraten. Bassia wurde nach Tambow geschickt, bei irgendeiner Tante einquartiert und in die erste Gymnasialklasse eingeschrieben. Das geschah ganz ruhig, ohne jedes Aufsehen. Waldemar wurde für das Lyzeum bestimmt, wo seine älteren Brüder studiert hatten, und dazu war eine Reihe ungemein komplizierter Vorgänge nötig: viele Gegenstände aus der Einrichtung, ohne die Waldemars Mutter nicht leben konnte, wurden eingepackt und nach Petersburg geschickt; dann mußte der Verwalter, Bassias Vater, im ganzen Kreise herumfahren und einen Käufer für das Getreide suchen; außerdem mußte, da die Mittel für das Leben in Petersburg nicht ausreichten, eine Hypothek auf einen großen Wald aufgenommen werden.

Waldemar beobachtete alles und wurde verlegen. Auf der Durchreise besuchte er Bassia in Tambow, und als er in Petersburg die reinen großen Zimmer mit Bassias Kammerlein verglich, schien es ihm, als würde er an der für Bassia bestimmten Semmel erstickend.

Er gewöhnte sich rasch an die Lyzealordnung, verstand es aber nicht, sich der dort herrschenden Stimmung anzupassen. Er war ein guter Kamerad, weich, gewissenhaft, kollegial; man konnte ihn zu allem überreden, da er keinen starken Willen hatte. Aber er tat vieles gegen seine eigene Ueberzeugung, und fühlte sich nicht wohl und verlegte dabei.

Zum Beispiel bemühte er sich, nach Lyzealbrauch, die Gymnasialisten auf der Straße verächtlich, von oben herab, anzuschauen, da die Gymnasialisten von den Lyzealschülern als minderwertig behandelt wurden; er konnte auch, besonders wenn einer seiner Kameraden dabei war, so ein minderwertiges Gesicht auf der Straße stoßen; aber er fühlte sich nicht wohl dabei, und ein unbewusstes Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst nagte an seiner Seele. Vier Jahre nach dem Eintritt ins Lyzeum (im Sommer fuhr er sonst mit der Mutter immer ins Ausland, da sie leidend war und verschiedene Kurorte besuchen mußte) verbrachte er den Sommer auf dem Gute. Hier traf er wieder mit Bassia zusammen, und dieses Zusammentreffen verursachte ihm viele schwere Augenblicke.

Um diese Zeit war er der Obhut der Mutter ziemlich entwachsen. Es war ihm bereits klar geworden, daß sie ihn vergötterte, hauptsächlich aber, daß ihr Wille noch schwächer als der seine war, und daß er mit ihr alles machen konnte, was er wollte.

Es stellte sich plötzlich heraus, daß Bassia sehr viel gelernt hatte. Außer den Gymnasialfächern, die er vorzüglich beherrschte, da er als erster Schüler in die fünfte Klasse aufgestiegen war, wußte er noch sehr viel anderes, da er während der vier Jahre viele Bücher gelesen hatte.

Beide waren fünfzehnjährig und sahen bereits wie erwachsene junge Leute aus. Es konnte keine Rede davon sein, daß Waldemar, ihn, einen Menschen mit so großen Vorzügen, seinen Jugendfreund, wie einen Minderwertigen behandelte. Er sah, daß Bassia ihm nicht nur ebenbürtig war, sondern ihn sogar übertraf. Aber die Mutter protestierte und stellte Hindernisse in den Weg. Sie sagte, daß er an den hohen diplomatischen Beruf seines Vaters denken und sich auf der Höhe halten müsse, auf die ihn das Geschlecht der Relidsky gestellt hätte. Sie sagte auch, daß sie an Bassia die natürliche Begabung und den Fleiß achte und daß ihm diese Qualitäten in seinen Kreisen zu einer bevorzugten Stellung verhelfen, daß sie ihm aber durchaus nicht die Türen zu einem anderen, höheren Kreis öffnen würden.

Aber Waldemar war nicht damit einverstanden. Das heißt, theoretisch war er eigentlich einverstanden damit; im Geiste teilte er alle Vorurteile seiner Mutter, aber eine innere Verlegenheit quälte ihn. Bassia mit all seinen Vorzügen stand über ihm und es war unmöglich, ihn mit Verachtung zu behandeln. Und Waldemar kränkte seine Mutter: Er bestand darauf, daß Bassia wie ein Gleichberechtigter zu ihm ins Haus kommen und an seinem Tisch essen durfte. Das war die erste jugendliche Beweiskunde, die ihm später im Leben so viel Schaden sollte.

II.

Als er in die letzte Lyzealklasse kam, war seine geistige Entwicklung ziemlich weit vorgeschritten. Hatte die Gesellschaft Bassias so auf ihn gewirkt oder kam es von selbst, aber seit dieser Zeit besaßte er sich viel mit Büchern. Seine Kollegen fanden solches überflüssig und zogen es vor, das Ballet und Tanzunterhaltungen zu besuchen und bis zum Morgen im chambre separée zu sitzen. Dafür blieb Waldemar in den Lehrgegenständen zurück; aber seine Kollegen wußten nicht mehr als er, machten sich aber nichts daraus. „Wie werden wir in die Prüfungen gehen?“ fragte Waldemar unsezt. „Wir werden schändlich durchfallen.“

„Was, durchfallen?“ lachten die Kollegen. „Wir sind ja nicht auf der Universität. Wo hat man je gehört, daß man in unserem Lyzeum durchfallen könnte?“

„Aber wir müssen uns doch vorbereiten, meine Herren... es ist eine Schande, so wenig zu wissen!“ erwiderte Waldemar.

„Mag sich vorbereiten, wer will!“ antwortete man ihm spöttisch. Die unglückselige Gewissenhaftigkeit gestattete ihm nicht, so leichtsinnig an die Sache zu gehen. Er verschaffte sich die nötigen Notizen und studierte nach Möglichkeit. Und nun ist die Prüfung gekommen. Er hört, wie seine Kameraden sich in den Antworten verwickeln und schämt sich für sie, obwohl keiner von ihnen ihm nahe steht.

Als die Reihe an ihn kommt, leben die Professoren auf, ihre Gesichter drücken Erstaunen aus: „Wie,“ scheinen ihre Augen zu sagen: „dieser kann etwas? Er kann zwar nicht viel, aber man sieht immerhin, daß er sich mit dem Lehrstoff befaßt hat!“

Er hat einen kolossalen Erfolg, bekommt die höchste Note und wird mit einer Auszeichnung aus dem Lyzeum entlassen.

Er ist der einzige Mensch im ganzen Lyzeum, der die hohe Meinung über seine Fähigkeiten nicht teilt; diese höchste Note und die Auszeichnungen machen ihn innerlich sehr verlegen. Er weiß, daß Wassia zugleich mit ihm seine Prüfungen an der Universität ablegt; er hat gesehen, wie Wassia Tag und Nacht studierte, und weiß, daß Wassias Kopf von der Wissenschaft erfüllt ist. Wassia studiert Naturwissenschaften und bereitet sich zur Professur vor. Er beglückwünscht die Physiologie und hat schon ziemlich viel geleistet. Die letzte Zeit hat er kaum das Laboratorium verlassen und sieht wie ein Schatten aus. Das Resultat bei ihm ist das gleiche wie bei Waldemar: die höchste Note und die Auszeichnung.

Waldemar schämt sich, Wassia in die Augen zu schauen.

Nach der Prüfung begab sich Waldemar mit seiner Mutter ins Ausland. Sie konnte sich an ihrem Sohn nicht satt sehen. Ihr Sohn hat seine Studien mit einer Auszeichnung beendet! Es ist klar, er hat in hohem Maße den Verstand und die Talente seiner Vorfahren geerbt!

„Es steht Dir eine glänzende Karriere bevor. Du mußt Dich vorbereiten. Gewiß, Du wirst auch so eine gute Karriere machen, denn die Verdienste Deines Vaters sind nicht vergessen und das Geschlecht der Nelidsky besitzt alle Rechte und Vorzüge. Aber Du hast noch außerdem das Lyzeum mit Auszeichnung absolviert und das gibt Dir das Recht, als Erster unter den Ersten zu sein. — Schade, daß Du wegen der Unvorsichtigkeit, die Du gegen meinen Willen begangen hast, nicht sofort Deinen Dienst beginnen kannst...“

(Schluß folgt.)

Zigeunerjagden.

Vor einigen Wochen wurden in der Rhön von Militär und Gendarmerie Zigeunerjagden veranstaltet; ein Förster war von einem Zigeuner getötet worden; er hatte auch noch andere Morde verübt. Alljährlich erfolgen in Deutschland rund 300 Verurteilungen wegen Mord und Totschlag. Das Verbrechen aber, das ein Zigeuner verübt, regt den alten, nie ausgelebten ängstlichen Aberglauben gegen den ganzen Stamm der Zigeuner auf. Im Reichstag wie in den Einzellandtagen wurden neue Maßnahmen gegen die Zigeuner gefordert und von den Regierungen in Aussicht gestellt. Besonders dringlich forderte das Zentrum zu energischem Vorgehen gegen die Zigeuner auf. Mitglieder der Kirche, die in die ganze Welt Missionare jendet, um Heiden zum Christentum zu bekehren.

Es ist fast ein halbes Jahrtausend vergangen, seitdem Zigeuner zum erstenmal auf deutschem Boden erschienen. Und seitdem sind diese fremden Gäste unablässig verfolgt und gehetzt, gemarkert und gehängt worden und doch haben sie ihre Freiheit und ihr Wesen sich bewahrt. Der Strid und die Peitsche versagte bei ihnen ebenso wie die gewalttätigen Erziehungsversuche, die am Ende des 18. Jahrhunderts namentlich in Spanien und den österreichischen Ländern unternommen wurden. Und immer noch schweiften mitten durch unsere seßhafte Zivilisation ruhelos die dunkelhäutigen Horden, die immer nur Objekte der Polizei und der — Poeten gewesen sind: in ihrem bunten und grellen Lumpenelend erhalten sie ein Stück Vagantenromantik lebendig, die immer wieder in uns Kulturphilistern eine geheimnisvoll fragende Sehnsucht erweckt, ob denn unsere Zivilisation das rechte Menschenglück sei.

Zigeuner sind niemals und nirgends geduldet worden. Schon 1492 wurden sie aus Spanien vertrieben. In Frankreich wurde 1561 den Obrigkeiten befohlen, alle Zigeuner mit Feuer und Schwert auszurotten. Die Schweiz jagte sie 1510 aus dem Land und verbot ihre Rückkehr — bei Strafe des Galgens. Nicht anders erging es ihnen in England, Dänemark, Schweden, in den Niederlanden und namentlich in Deutschland. Erging in Holland 1545 das Gesetz, jeden im Lande ertappten Zigeuner bis aufs Blut zu geißeln, seine Nase auf beiden Seiten aufzureißen, Bart und Haupthaar zu scheren, so versiel in Preußen bis ins 19. Jahrhundert hinein jeder Zigeuner dem Galgen, der innerhalb der preussischen Grenzen sich bliden ließ.

Wir hören von Zigeunerinnen, die sich lebendig begraben ließen, um von der endlosen Heße Ruhe zu finden. Von einem Zigeuner wird berichtet, daß er aus einer westfälischen Stadt ausgewiesen wurde, nachdem man ihn gestäubt; man bedeutete ihm, daß er bei seiner Rückkehr gehängt werden würde. In einem zweiten und dritten Ort traf ihn das gleiche Schicksal der Stäubung und Ausweisung. Da ging er in den ersten Ort zurück und bat, daß man ihn durch den verheißenen Strid erlöse.

Zu den grauenvollsten Justizverbrechen der Geschichte gehört die Massenhinrichtung von Zigeunern in Ungarn im Jahre 1782,

die man der Menschenfresserei beschuldigt hatte. Das Bester Intelligenzblatt vom 4. September 1782 enthielt diesen Bericht:

„Von einer in der Gonderser Gefangenschaft entdeckten, und schon 25 Jahre zusammengerotteten Räuberbande, davon 173 gefänglich eingezogen, meldet ein Schreiben von Czab folgendes: Wir sind hier stets in der größten Furcht, Tag und Nacht bleiben unsere Häuser verschlossen; denn eine Zigeunerbande, zu welcher sich verschiedene Vergräber gestellt, ist eingezogen worden. Raum würde ich es glauben, daß Europa solche Ungeheuer von Menschen gebären könnte, wenn nicht ihr eigen Geständnis am Tage läge. Seit etlichen Jahren bekennen sie, daß sie über 28 Personen getötet, und teils gefocht, oder am Rauch gedörrt, verzehrt zu haben. Den 22. v. M. wurden daher zu Kemeche von dieser Menschenfressern 1 gewiertheilt, 2 von unten auf gerädert, 8 aufgehängt und 4 Weiber geköpft. Den 24. zu Baath 1 gewiertheilt, 12 aufgehängt. In Czab den 26. 7 Weiber geköpft, 2 von unten auf gerädert und 4 gehängt. Mit diesen zu Czab wurde ihr Bischof, der immer großen Appetit nach Menschenfleisch gehabt, diemehl er 2 Weiber gegessen zu haben eingesteht, zum Biertheilen ausgeführt, doch wegen Confrontation von 41 noch nicht Beurtheilter wieder zurückgebracht, wird aber nächstens 91 seiner Pflanzkinder, welche schon sententionirt sind, Gesellschaft leisten.“

Ein hamburgisches Blatt wußte zu erzählen, daß sie, nach ihrer eigenen Aussage, einst zu ihrer Hochzeit zwei Menschen geschlachtet und mit ihren Säften in Freuden und Jubel verzehrt haben. Die Gebeine hätten sie verbrannt, diese gäben, wie sie sagten, die besten Kohlen. Die weiteren 150 Zigeuner, die gefangen waren, entrannten dem entsetzlichen Mord. Joseph II. ließ sie in aller Stille frei, nachdem sich herausgestellt, daß die angeblich geschlachteten und gegessenen Menschen noch lebten. Man hatte die unglücklichen Zigeuner durch die Tortur zu dem Bekenntnis gezwungen, daß sie Personen, die man vermisse, gemordet hätten. Nun sollten sie angeben, wo die Gemordeten zu finden wären. Da sie niemanden umgebracht hatten, konnten sie den Ort natürlich nicht zeigen; und als man sie wiederum folterte, antwortete endlich einer mit grimmigem Hohn: „Haben sie gegessen.“ In der That zeigt das erhaltene Gerichtsurteil, daß sich die Beurteilung lediglich auf die erfolgten Aussagen stützt, ohne jeden anderen Beweis, ohne die Herbeischaffung eines einzigen corpus delicti!

Fast noch schlimmer als diese Verfolgungen waren die Versuche, das Volk zu zähmen. Unter Maria Theresia nahm man ihnen gewaltthätig ihre Kinder, an denen sie mit zärtlichster Liebe hängen, und gab sie Bauern zur Erziehung. Alles im Namen der Sittenverbesserung, in Wahrheit, um Arbeitskräfte zu gewinnen! Uebrigens verstand man es, selbst aus der Bettelarmut der Zigeuner noch Steuern herauszupressen.

Die Zigeunerhebe wird heute noch wie vor betrieben. Die ewigen Hilferufe kommen vom platten Lande, wo man teils die geheimen Zauberkräfte der Zigeuner ehrfürchtig und gläubig besueht, teils sich ausschweifender Angst vor ihren Missetaten hingibt. Die Fülle der Polizeiverordnungen ist unabsehbar und wächst ständig. Alle Zigeuner stehen unter Polizeiaufsicht. Ausländischen Zigeunern ist in Bayern der Eintritt in das Staatsgebiet auf jeden Fall zu verwehren. Auch deutsche Zigeuner, die sich nicht gehörig legitimieren können, werden ausgewiesen und über die Grenze zurückgetrieben. Die Internierung in Arbeitshäusern wird namentlich zur Sprengung von Banden den Behörden anempfohlen. Die Ausstellung von Wandergewerbeheinen wird auf alle Weise erschwert. Die Zigeuner kennen so vom Staate nichts anderes wie den Büttel, die Gewalt, die Rechtslosigkeit!

Der frühere Münchener Polizeirat Dillmann hat in München eine Zigeunerzentrale eingerichtet und im Jahre 1905 ein Zigeunerbuch herausgegeben, in dem in mehr wie 3000 Nummern einzeln und familienweise wandernde Zigeuner für Fahndungszwecke inventarisiert sind. Dies Verzeichnis ist zwar nicht in dem lebendig anschaulichen, farbig kräftigen Stil der alten „Zaunerlisten“ abgefaßt, aber auch in seiner dünnen Alterssprache, die durch eine größere Anzahl von Photographien illustriert ist, spiegeln sich die typischen Lebensschicksale dieser unjäten Kulturfremden. Da liest man z. B. unter der Nummer 2154:

„Nose, auch Nosh, Georg Adam, fälschl. Köschl u. Koscher, Spikname: „Schui“, fath., Zigeuner, Pferde- und Parfümeriehändler, Heimat u. Staatsangehörigl. unermittelt, a. e. b. auf der Durchreise der Eltern 28. 10. 1858 in Mundraching, B.-A. Landsberg, Sohn des Optikers Johann Bapt. Nose, angebl. von Oberhagersthal, hat sich am 22. 4. 1903 in Burgberg, O.-A. Heidenheim, Würt., verheir. mit Magdalena Drähler, welche sich fälschl. Anna Magdalena Christ nennt (fath., geb. auf der Durchreise der Mutter 24. 2. 1857 in Roos, B.-A. Bilschhofen, ill. Tochter der led. Händlerin Kreszenz Drähler von Burgberg, O.-A. Heidenheim), besitz angebl. die nachbezeichneten Kinder: Joseph (fath., geb. auf der Durchreise der Mutter 28. 1. 1886 im Wohnwagen derselben zu Forstern, B.-A. Erding als ill. Sohn der ledigen Pferdehändlerstochter Magdalena Christ von Burgberg), Olga (fath., geb. auf der Durchreise Kreszenz Anna (. geb. auf der Durchreise in einem Stalle) usw. usw. Dann heißt es: ist wegen Diebstahls, Vergehen gegen die öffentliche Ordnung, Anzugs-, Nichtabhaltung der Kinder vom Betteln, seine Ehefrau wegen Diebstahls im Rückfall, Gehelei, Betteln und Nichtabhaltung von Kindern vom Betteln, die Tochter Kreszenz wegen Diebstahls beim Umwecheln von Geld, Widerstands und falscher Namensangabe,

die Tochter Olga wegen Uebertretung des Hausierfeuergesetzes bestraft."

Das ist die Wirklichkeit der in den Bars, wo Zigeuner-Kapellen fideln, auf der Bühne, in Oper, Roman und Lyril, auf Jahrmärkten und in den malerischen Lagern im Waldeck umschwärmten freien Zigeunerromantik.

(Nachdruck verboten.)

Das Leuchtgas.

Wir alle haben uns in der Jugend köstlich über den Streich der Schilbbürger amüsiert, die mit Töpfen, Säcken, ja sogar einer Mausfalle auszogen, um das Licht einzufangen. Und doch hatten die armen Schilbbürger im Kerne recht, nur mit der Art der praktischen Ausführung haperte es. Denken doch heute ernst zu nehmende Erfinder daran, in geeigneten Akkumulatoren das Sonnenlicht, das uns in so reicher Fülle zu Gebote steht, aufzuspeichern, um es am Abend wieder erstrahlen zu lassen. Doch fängt man das Licht nicht direkt auf, sondern wandelt es erst in eine andere Energieform, am besten in eine chemische, um. Von einigen Spielereien (Fluoreszenz und Phosphoreszenz) abgesehen, hat die Menschheit es aber in dieser Hinsicht noch nicht weit über die Schilbbürgerstüde hinausgebracht. Hier ist uns selbst die kleinste Pflanze als Lichtakkumulator weit überlegen. Sie nutzt das Sonnenlicht dazu aus, um in ihrem winzigen Laboratorium, den Blättern, die aus der Luft ausgeatmete Kohlenäure in Kohlenstoff und Sauerstoff zu zerlegen. Letzteren atmet sie wieder aus, während ihr der Kohlenstoff als Baustein für die herrlichsten Kunstwerke, wie Stengel, Blätter, Blüten usw., dient. In dieser Weise hat die Pflanzenwelt schon seit vielen Jahrtausenden die Energie des Lichtes aufgespeichert. Wurden etwa größere Vegetationen infolge geologischer Prozesse begraben, so kamen diese Lichtakkumulatoren als Steinkohle, Braunkohle, Petroleum und Erdgas auf unsere Tage, wo sie der Mensch nach vielen Jahr-millionen aus ihrem Banne wieder löst, um durch Rückverwandlung des Kohlenstoffes in Kohlenäure Wärme und Licht zu erzeugen. Während Petroleum und Erdgas nach eventueller Reinigung sofort für Beleuchtungszwecke geeignet sind, muß die Steinkohle zu diesem Zwecke zuerst in Gasform übergeführt werden. Dies geschieht in den Gasfabriken und den Kokereien unserer Bechenanlagen. Ursprünglich nutzte man nur die bei der trodenen Destillation entstehende Gasmenge, das Leuchtgas schlechthin, in dieser Weise aus, während der gleichsam als Nebenprodukt abfallende Koks zu Heizzwecken gebraucht wurde. Heute hat man aber auch gelernt, den Koks zu sogenanntem „Wassergas“ zu ver-gasen.

Die Steinkohle besteht nicht, wie in weiten Kreisen angenommen wird, nur aus reinem Kohlenstoff, sondern aus Verbindungen des letzteren vor allem mit Wasserstoff und Sauerstoff. Bei der trodenen Destillation, das ist die Erhitzung der Kohle in geschlossenen Gefäßen, den sogenannten Retorten, spaltet sich ein Teil der Verbindungen in Gasform ab, während der Rest als ziemlich reiner Kohlenstoff in Gestalt des Koks zurückbleibt. Das so erhaltene Gas ist aber zur Beleuchtung noch nicht geeignet. Zunächst enthält es Teerdämpfe, die sich bei der Abkühlung des Gases auf normale Temperatur in dickflüssiger Form wieder abscheiden. Dadurch ist die Art ihrer Entfernung aus dem Leucht-gas von selbst gegeben. Ein Teil des Teers wird direkt nach dem Austritt des Destillationsproduktes in einer besonderen Vorlage aufgefangen, die man auch Hydraulik nennt, weil das sich dort an-sammelnde flüssige Teer im Verein mit dem sich gleichzeitig aus-scheidenden Wassergehalt der Kohle einen Flüssigkeitsabschluß der Retorte bildet und so das Zurücksteigen von Gasen in die Retorten während der Nachschickung verhindert. Um den Rest der Teer-dämpfe niederzuschlagen, leitet man das Gas nach dem Verlassen der Hydraulik in Kühler oder Kondensatoren. In ihnen wird die bei Austritt des Gases aus der Hydraulik noch 80 bis 100 Grad betragende Temperatur mittels Luft und Wasserkühlung auf 10 bis 15 Grad Celsius herabgesetzt, so daß sich die dabei konden-sierten Produkte, nämlich Teer und Wasser, in Behältern am Boden absetzen. Aber nach der Kühlung bleibt noch ein Teil des Teers in Form von feinen Tröpfchen zurück, die leicht die Gas-leitungen und Brenner verstopfen könnten. Zu ihrer Entfernung läßt man das Gas nunmehr durch sogenannte Teerscheider strömen. Diese bestehen aus einer Glode, die mit ihrem unteren Rande in die sich ansammelnden Teermassen eintaucht und so hydraulisch ab-geschlossen ist. Die Wände der Glode bestehen aus 2 bis 4 kon-zentrischen durchlöchernten Blechen, und zwar sind die Oeffnungen so angeordnet, daß sie geschlossenen Teilen der nächsten Wand gegen-überstehen. So wird das durchströmende Gas fein verteilt und durch den öfteren Anprall an die Wände gezwungen, die sonst schwer niedersinkenden Tröpfchen an dem Blech abzusehen, von wo sie zu Boden rinnen.

Aber auch nach der Entfernung der kondensierbaren Bestandteile des Teers und Wassers enthält das Leuchtgas noch schädliche, ja giftige Substanzen in Gasform, nämlich Ammoniak, Cyanwasserstoff und Schwefelwasserstoff. Der größte Teil des Ammoniak-

wird dadurch entfernt, daß man es mit Wasser in Berührung bringt, da es die Eigenschaft hat, sich in demselben in großen Mengen aufzulösen. Nach diesem Reinigungsprozeß ist das Leucht-gas, das an sich auch noch ein kompliziertes Gemenge von etwa 46 Proz. Wasserstoff, 32 Proz. Methan (Grubengas), 8 Proz. Kohlenoxyd, ferner Methylen, Benzol, Naphtalin, Kohlenäure usw. darstellt, verwendungsfähig. Es gelangt nun in große Sammelbehälter, die Gasometer, um von dort je nach Bedarf den Konsumenten zugeführt zu werden.

Die Gasanstalten und vor allem die Kokereien ziehen außer aus dem Leuchtgas noch aus der Verarbeitung der Neben-produkte Gewinn. Das wichtigste Nebenprodukt ist der Teer, aus dem die moderne Chemie die wunderbarsten Dinge (Farben, Medikamente, Genußmittel usw.) hervorzaubert. Das Ammoniak wird auf wertvollen Stickstoffdünger, der Cyanwasserstoff auf Blausäure und Berliner Blau verarbeitet, während der Schwefel als solcher aus der Reinigungsmasse wiedergewonnen wird. Der Koks wurde früher als Brennmaterial abgesetzt. Heute verwandelt man ihn stellenweise in Wassergas, das dann das Leuchtgas vertritt. Es geschieht dies durch einen einfachen Prozeß, indem man Wasserdampf über den glühenden Koks leitet. Dabei zerlegt sich der Wasserdampf (H₂O) in Wasserstoff (H) und Sauerstoff (O). Der Sauerstoff geht mit dem Koks eine unvoll-ständige Verbrennung ein und verwandelt ihn in Kohlenoxyd (CO). Das Wassergas besteht also aus gleichen Teilen Wasserstoff und Kohlenoxyd. Nach Reinigung ist es sofort als Heizzgas verwendbar. Das Wassergas erzeugt beim Verbrennen eine heiße, aber völlig un-leuchtende Flamme. Für Leuchtzwecke muß es entweder durch Beimischung leuchtender Gase, das sogenannte Karburieren, ge-eignet gemacht werden, oder es müssen die heute überall gebräuch-lichen Glühstrümpfe angewendet werden.

Und wenn uns dann am Abend in den Städten und Fabriken ein Meer von Licht umflutet, so haben wir eine augenscheinliche Bestätigung der Dichterworte:

Was im Strahl der Sonn' erwuchs zu grüner Pracht
Und verschüttet ward ins starre Grab der Erde,
Wird herausgeholt aus tauendjähriger Nacht,
Daß es wieder uns zu Licht und Wärme werde.

Kleines Feuilleton.

Geologisches.

Der letzte Aetnaausbruch. Professor Nicco, der Leiter des Observatoriums in Catania am Fuße des Aetna, hat jetzt im Bulletin der italienischen Gesellschaft für Erdbebenforschung einen Bericht über die wissenschaftlichen Beobachtungen veröffentlicht, die bei dem letzten Ausbruch des großen Vulkans im vorigen September ausgeführt worden sind. Danach hatte die Eruption schon am 27. Mai begonnen, denn an diesem Tage scheint sich auf der nord-östlichen Flanke des Mittelkraters etwa 100 Meter unterhalb des Randes ein neuer Schlot gebildet zu haben. Er wurde zunächst nicht besonders beachtet, weil er nur Dampf, aber keine festen Stoffe auswarf. Dann wurde im August zuerst ein Kumpeln im Mittel-krater und in dem neuen Schlot gehört, und aus beiden drangen nun auch Steine. Dieser Zustand dauerte bis zur Nacht auf den 10. September, in der ein sehr starkes Erdbeben eintrat und eine große Radialspalte von 8 Kilometer Länge gebildet wurde, die von dem neuen Schlot in nordöstlicher Richtung verlief. In der Beobachtungswarte von Catania, die 30 Kilometer von dem Krater entfernt ist, geriet der Erdbebenmesser in eine fast unaufhörliche Bewegung, die sechs Stunden anhielt. Gleichzeitig mit dem stärksten Stoß öffnete sich wieder ein neuer Schlot in einem Abstand von vier Kilometer vom Mittelkrater, aus dem Dampf, Asche Steine und Bomben hervorbrangen. Im Verlauf des 10. September bildeten sich noch 3 Schöte, und am folgenden Tage waren bereits 16 in Tätigkeit, von denen zwei auch Lava ausströmten. Am 12. September vermehrte sich die Zahl der neuen Schöte noch mehr, und zwar folgten sie hauptsächlich der neuen großen Spalte. Diese parasitischen Krater, wegen der der Aetna berühmt ist, lagen meist in Gruppen von 4—6 zusammen. Im Südosten des Monte Nero befand sich sogar eine Reihe von 30 Schloten, von denen der tiefste einen mächtigen Lavastrom ausandte. Im ganzen wurden sieben Gruppen solcher Ausbruchsstellen unterschieden. Am 15. und 16. Dezember kamen aus dem Mittelkrater und dem im Mai gebildeten Schlot nur noch große Rauchmassen. Mehrere der Eruptionskegelgruppen aber waren noch in heftiger Tätigkeit und hatten strecken-weise loses Auswurfsmaterial bis zu 10 und 30 Meter hoch aufgeschichtet. Aus einer floß die Lava immer noch mit der außerordentlichen Geschwindigkeit von drei Metern in der Sekunde aus. Als beendet konnte der Ausbruch erst am 23. Sep-tember gelten. Am 1. Oktober wurden die Eruptionsstellen aufs neue beschäftigt und erhebliche Umgestaltungen beobachtet. Die eine Gruppe der Schöte hatte sich in vier große Krater vereinigt, während eine andere aus nicht weniger als 42 einzelnen Kegeln bestand. Noch andere waren unter den Lavastromen verschwunden. Ueber der Eisenbahnlinie, die um den Aetna herumführt, lag die Lava strecken-weise 30 Meter hoch.